



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Die Verhandlungen mit dem Staatsanwalt nahmen einen raschen Verlauf. Es war kaum nötig gewesen, daß Schwedting bezeugte, die fraglichen Eichläufe von einem verscharrten Kadaver abgeschnitten zu haben. Als Ramborn am andern Tage zurückkehrte, war das Getreidegeschäft gemacht, und er brachte auch gleich den Herrn Informator mit. Und als ein paar Wochen später Schwedting zurückkehrte, brachte er die Nachricht mit, daß er die Spur Marxs aufgefunden und bis zum Bahnhof Friedrichstraße in Berlin verfolgt, dann aber verloren habe. Sein Eichbild hatte er verkauft, auch hatte er eine neue Bestellung in der Tasche. Im Zoologischen Garten hatte er Photographien von Eichen in großem Maßstabe anfertigen lassen, und seinen Freund Staffelfeiger hatte er unter dem Arme. Denken Sie, Doktor, sagte er, dieses Lamm, dieser Wurm saß im sechsten Stocke unterm Dache und fror. Er hat keine seiner Offenbarungen verkauft, was ich ihm gleich gesagt hatte, hat seinen letzten Patengroschen ausgegeben und läßt sich von einer Dame höhern Alters ernähren. Weibliches Mäcenatentum! Wäre ich nicht dazu gekommen, er hätte weiß Gott den Kunstdrachen geheiratet. Lieber Gott! um des bißchen lieben Brotes willen! Ich kann ihn jetzt ganz gut hier durch den Winter füttern. Ich habe es ja. Und wenn er auch noch keine verkäuflichen Bilder malen kann, so soll er wenigstens was lernen.

Und was macht Pogge? fragte der Doktor.

Hat seine Stirnlocke verloren, sagte Schwedting. Seine Maljumfern haben sie ihm in der Begeisterung abgeschnitten, und seine Frau droht, daß sie sich von ihm scheiden lassen wolle.

Ach, Sie spaßen! sagte der Doktor.

Ich nicht, aber vielleicht er, antwortete Schwedting.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Das „Mezer Konzil“ als neueste Erfindung zur deutschen Reichsgeschichte macht der freisinnigen Presse doch recht wenig Ehre. Man denke sich: der Reichskanzler setzt sich in Meß mit zwei Kardinälen und zwei Bischöfen zusammen und berät, wie man auf Anordnung der Zentrumsfraktion — dem deutschen Flottenverein eins auswischen könne! Es ist erstaunlich, wieviel kindliche Phantasie und wieviel Unkenntnis von Personen und Verhältnissen hierbei von diesen Blättern an den Tag gelegt wird. Zunächst liegt ganz und gar kein Anlaß vor, die beiden Kardinäle — den Fürstbischof von Breslau und den Erzbischof von Köln — ohne weiteres mit der Zentrumsfraktion und deren politischen Wünschen zu identifizieren, am allerwenigsten in der Flottenfrage. Aber gesetzt den Fall, es hätte einer dieser Kardinäle im Interesse der Zentrumsfraktion den Reichskanzler gebeten, dahin zu wirken, daß die Partei nicht durch ein zu weitgehendes Programm des Flottenvereins in Verlegenheit gebracht würde, und Graf Bülow hätte das für richtig erkannt, so hätte der Reichskanzler doch wohl persönlichen Einfluß genug auf die Leitung des Flottenvereins gehabt und würde nicht erst die Intervention des Kaisers in Anspruch genommen haben. Sodann aber legt der gesunde Menschenverstand nahe, daß der Kaiser doch niemals eine auf die Vergrößerung der Flotte gerichtete Agitation überhaupt, sondern allein die Form dieser Agitation gemißbilligt haben würde, ein Übergreifen in technische und organisatorische Fragen, wie es denn auch der Fall gewesen ist. Eine Mißbilligung der Agitation wäre vom Kaiser nie zu erwarten, am allerwenigsten als Echo der Wünsche einer sich ablehnend verhaltenden Zentrumsfraktion.

Was nun den Mezer Vorgang selbst anlangt, so würden die Zeitungen bei einer etwas weniger oberflächlichen Kritik den Schwerpunkt doch wohl in etwas anderem erkannt haben: in der Tatsache nämlich, daß der Schauplatz nach Metz, unmittelbar an die französische Grenze gelegt war, und daß Kardinal Kopp, der in diesem Falle als Beauftragter des Papstes fungierte, seine Ansprache an den Kaiser mit den Worten begann: „In dieser alten Reichsfeste . . .“ Es ist nicht nur die erneute Anerkennung des durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Territorialbestandes, die in diesen Worten zum Ausdruck gelangt ist, sondern der Kardinal griff damit weit zurück in die alte Reichsgeschichte, bis auf den Mezer Reichstag vom Dezember 1356, wo Kaiser Karl der Vierte dem alten Reiche als Weihnachtsgabe mit der „Carolina“, der Goldenen Bulle, seine Verfassung verlieh. Ranke hebt in seiner Charakteristik dieses Kaisers hervor, daß der Mezer Reichstag von 1356 einer der prächtigsten und bedeutendsten in der Geschichte des alten Reiches war. Damals war König Johann von Frankreich bei Poitiers in die Gefangenschaft der Engländer geraten, der Papst und der Dauphin hatten den Kaiser gebeten, bei den Engländern die Freilassung Johanns auszuwirken und den Frieden zu vermitteln. Der Dauphin überreichte im Namen seines gefangnen Vaters die von diesem ausgefertigte Urkunde, Karl bei allen Rechten und Besitztümern, die ihm als römischem Kaiser gehörten, zu erhalten, eine Zusage, die von einer kostbaren Reliquie, einem Dorn aus der Krone Christi, begleitet war. An jenen Mezer Reichstag, einen der Glanzpunkte deutscher Kaisermacht, wollen wir uns erinnern, wenn wir in Berliner freisinnigen Zeitungen spöttische Bemerkungen über das „Konzil von Metz“, über die Tatsache lesen, daß dort vor den Toren Frankreichs der deutsche Kaiser den Reichskanzler, zwei Kardinäle und zwei Bischöfe um sich versammelt habe, um aus dem Munde eines päpstlichen Beauftragten neben einer Dankesbezeugung der Kurie deren erneute Anerkennung des Frankfurter Friedens entgegenzunehmen.

Es ist selbstverständlich theoretisch durchaus richtig, daß das Deutsche Reich dieser Anerkennung nicht erst bedarf. Aber im Leben der Völker gelten nicht Theorien, sondern Machtfragen, und wenn der deutsche Kaiser dieser Anerkennung auch wohl entraten kann, so bedeutet doch die Tatsache dieser Anerkennung für ihn einen politischen Machtzuwachs nach außen wie nach innen. Nach außen, weil der Papst damit, sichtbar für den gesamten Katholizismus des Erdballs, seine Stellung zu Deutschland, zum Kaiser nimmt; nach innen, weil diese Stellung des Papsttums nicht ohne Einfluß bleiben kann und bleiben wird auf die Stellung der Zentrumspartei zur Reichspolitik. Aber — so hören wir sagen — verrät sich in diesem Vorgang, daß der protestantische Herrscher vier römische „Kirchenfürsten“ um sich versammelt, nicht ein bedenkliches Symptom einer Zuneigung zum Katholizismus? Wir sagen aus voller protestantischer Überzeugung „Nein.“ Das Deutsche Reich hat neben 36 Millionen Protestanten doch 21 Millionen Katholiken, diese sind mithin bei einer Einwohnerzahl von 60 Millionen mehr als ein Drittel des Bestandes der Reichsbevölkerung, also auch der Reichsmacht und der Reichsgewalt. Dieser Tatsache gegenüber ist der Mezer Vorgang nicht eine Minderung des protestantischen Herrschers, sondern eine Mehrung des deutschen Kaisers, dem ungeachtet seines persönlich protestantischen Bekenntnisses auch die katholische Kirche willig eine weitgehende Machtstellung zuerkennt und ihm in dieser huldigt. Und auf die Kaisermacht kommt es vor allem an. Mag immerhin der alte engbemaßene Rahmen brandenburgisch-preußischer Tradition damit überschritten worden sein: Wenn wir mit Recht verlangen, daß die katholischen Deutschen mit Treue, Liebe und Hingebung in dieses neue Reich hineinwachsen sollen, obwohl an seiner Spitze ein protestantisches Herrscherhaus steht, so haben die katholischen Deutschen dagegen zweifellos das Recht, zu verlangen, daß in dem Kaiser der Protestant vor dem Reichsoberhaupt zurücktrete, das zwischen den beiden großen Bekenntnissen nach den Grundjahren der Billigkeit und der Gerechtigkeit zu verfahren hat.

Je mehr die Zeitverhältnisse dazu drängen, die Kräfte und die Macht des Reiches einheitlich fest zusammenzufassen, desto weniger kann eine weitschauende Reichspolitik darauf bedacht sein, die Kluft zwischen den beiden Konfessionen zu vertiefen und zu erweitern. Das gilt von der auswärtigen Politik nicht weniger als von der innern. In bezug auf diese ist Bismarck schon im Jahre 1878 bei der ersten vertraulichen Sendung Schölzers nach Rom dem leitenden Gedanken gefolgt, den er auch seiner Instruktion an Schölzer zugrunde gelegt hat: daß er einen Kampf mit Rom und mit der Sozialdemokratie zugleich nicht führen könne. Wenn das für Bismarck bei seinen großen Erfolgen und seinen reichen politischen Mitteln der maßgebende Gedanke geworden war, werden seine Nachfolger, die nicht über dasselbe Maß persönlicher Autorität verfügen, wohl nicht im Unrecht sein, wenn sie ihm auf diesem Wege folgen, soweit das mit dem Reichsinteresse vereinbar ist. Wir müssen doch in Deutschland endlich dahin kommen, daß die Katholiken in nationalen Fragen nicht nur, wie Graf Ballestrem jüngst in einem Toast ausgesprochen hat, „mit schwerem Herzen manchmal Ja sagen,“ sondern daß sie in diesen Fragen wie andre Parteien eine patriotische und kraftvolle Initiative zeigen und in der Stärkung, nicht in der Bekämpfung der staatlichen Gewalten ihre Aufgabe sehen, Kameraden von gleichem Schritt und Tritt. Das alles hat ja mit dem Bekenntnis nichts zu tun. Nationale Gesinnung ist von der Glaubensform und ihrer äußern Bekundung ebenso unabhängig, wie es kriegerische Tapferkeit ist. Deutschland ist gegenwärtig in einem Übergangsstadium, das aus dem traditionellen Gegensatz des „Kulturkampfes“ — den bekanntlich auch Bismarck nicht als eine dauernde staatliche Einrichtung, sondern als eine neue Episode des uralten Kampfes zwischen Königtum und „Priestertum“ angesehen hat — zu normalen Verhältnissen führen muß. Das Zentrum kann aber, das muß jede objektive Betrachtung zugeben, diese Wandlung nicht von heute auf morgen vollziehen, will es nicht einen großen Teil seiner Wählerschaft an die Sozialdemokratie verlieren.

Als taktische Maßregel in dieser Richtung ist auch wohl die sonst schwer begreifliche Einbringung des Antrags Hompesch in den Reichstag zu erklären. Das Zentrum mußte diesem Teil seiner Wählerschaft gegenüber diligentiam prästieren, obwohl es sicher war, daß der Antrag nur ein Schlag ins Wasser sein konnte und obendrein das Gepräge eines außerordentlichen Mangels an Rücksicht auf das Abgeordnetenhaus trug. Graf Ballestrem hat den Schritt seiner eignen Parteigenossen pariert. Er steht persönlich den Verhältnissen zu nahe, als daß er wünschen konnte, auch noch diesen Zweig der Gesetzgebung dem sozialdemokratischen Einfluß im Reichstage unterworfen zu sehen. Nun kann man ja sagen, der Antrag Hompesch war zugleich ein Avis an das Herrenhaus, bei dem jetzt die Entscheidung ruht, und in dessen Reihen die Neigung, der Berggesetznovelle zuzustimmen, keineswegs groß sein soll. Aber das Herrenhaus wird schließlich doch noch weniger gewillt sein, die Regierung in eine Zwangslage zu bringen, die das Abgeordnetenhaus ihr und sich selbst erspart. hat. Nach einer Ablehnung im Abgeordnetenhaus standen der Regierung, die auf den von ihr eingenommenen Standpunkt nicht verzichten wollte, zwei Wege offen: die Auflösung des Abgeordnetenhauses und der Appell an den Reichstag. Obwohl es eine Auflösung gegen die konservative Partei gewesen wäre, wäre dieser Ausweg doch einem Appell an den Reichstag vorzuziehen gewesen, den auch andre Bundesregierungen schwerlich gern gesehen hätten. Auch hätte es seine großen prinzipiellen Bedenken gehabt, in einer Angelegenheit, die man bisher sorgfältig als ein Internum Preußens angesehen und behandelt hat, plötzlich an das Reich zu gehn.

Nach der Annahme der Novelle im Abgeordnetenhaus hätte jedoch für den Fall der Ablehnung durch das Herrenhaus eine Auflösung des Abgeordnetenhauses keinen Zweck, da das Votum des Herrenhauses dadurch nicht berührt würde. Das wäre nur durch einen Patrschub möglich. Aber bei der Zusammensetzung des Herrenhauses nach den Berufungen im Jahre 1888 liegt keine wirkliche Gefahr

vor, daß das Haus bei diesem Akt der Gesetzgebung versagen könnte. Es kommt dabei noch folgendes in Betracht: Das wesentlichste Bedenken auf konservativer Seite beruht, abgesehen von der geheimen Abstimmung bei den Ausschufswahlen, auf der Befürchtung, daß die Verallgemeinerung der Arbeiterausschüsse im Bergwerkbetriebe als ein bedenkliches Präzedenz angesehen werden müsse, dem über kurz oder lang die Einführung von Arbeiterausschüssen auch in andern Betrieben, namentlich auch in der Landwirtschaft, folgen werde. Obwohl die Regierung in dieser Hinsicht die bündigsten Zusicherungen erteilt hat, besteht diese Befürchtung weiter, weil man — so wird ausgeführt — mit dieser Novelle eine schiefe Ebene betreten habe, auf der es kein Halten mehr gebe; die Sozialdemokratie im Reichstage werde dafür schon sorgen mit der Forderung, daß was den Bergleuten recht, den andern Arbeitern billig sei. Aber auch wenn der Reichstag solche Beschlüsse fassen sollte, sind Reichstagsbeschlüsse doch noch lange keine Bundesratsbeschlüsse, und die preußische Regierung, die ihrem Landtage so positive Zusicherungen erteilt hat, würde diesen Zusicherungen im Bundesrat schwerlich untreu werden. Aber davon ganz abgesehen, die Gefahr eines solchen Aktes der Reichsgesetzgebung ist doch sehr viel größer, wenn die Novelle im Landtage scheitert, und die preußische Regierung dann in die Lage kommt, zu derselben Materie im Reichstage Stellung nehmen zu müssen, auch wenn die Initiative dazu gar nicht von ihr ausginge.

Als eine Warnungstafel in diesem Sinne mag der Antrag Hompech anzusehen sein, der zudem auch hervorgerufen worden war durch das nahegelegende Interesse der Zentrumsfraktion, die Aktion nicht der Sozialdemokratie zu überlassen, die auf diesen Glorienschein begreiflicherweise sehr erpicht ist. So wird denn das Herrenhaus nicht umhin können, diese politische Seite reiflich zu erwägen. Die Regierung an die Wand zu drängen und sie dem Radikalismus im Reichstage gleichsam in die Arme zu treiben, entspräche nicht den Traditionen des Herrenhauses. Nun kann man ja sagen, die Regierung hat mit der Einbringung und der Vertretung ihrer Vorlage ihr Versprechen eingelöst; wenn das Herrenhaus diese nach der Zustimmung des Abgeordnetenhauses dennoch ablehnt, ist sie nach jeder Richtung hin exkulpiert und weder rechtlich noch moralisch verpflichtet, diese Materie vor den Reichstag zu bringen und Landesrecht durch Reichsgesetz regeln zu lassen. Sie kann es, ebenso wie mit der Kanalvorlage, in einer spätern Session von neuem versuchen. So einfach aber liegen diese Dinge nicht. Man hätte mit neuen Bergarbeiterausständen und mit einer Hochflut der sozialdemokratischen Agitation, kurzum mit einer neuen und ernstern Spannung der innern Lage zu rechnen, bei der u. a. das Zentrum aus Rücksicht auf seine Wählermassen gezwungen wäre, rückhaltlos die Partei der Arbeiter zu nehmen, auch gegen die Überzeugung eines großen Teils seiner Mitglieder. Bei einer solchen Erwägung der Gesamtlage wird das Herrenhaus ebensowenig die Verantwortlichkeit für das Scheitern übernehmen wollen, wie dies — im Grunde genommen — die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses getan hat, es wird den kaum hergestellten Frieden zwischen der Krone, der Regierung und den Konservativen nicht einer neuen und schwerern Belastungsprobe unterwerfen wollen, zumal da Unzuträglichkeiten und Mißstände, die sich aus der Berggesetznovelle ergeben sollten, auf dem Wege der Landesgesetzgebung jedenfalls schneller und gründlicher beseitigt werden können, als es durch die Gesetzgebung des Reichs möglich sein würde.

\*g\*

Statue parlanti. Eine Eigentümlichkeit des päpstlichen Roms waren die Rede und Gegenrede austauschenden öffentlichen Marmorbilder, durch die zu einer Zeit, wo die Presse noch unbekannt war, und später, als deren Freiheit beschränkt blieb, die Volksmeinung ihre Äußerung fand. Sie hat sich bis zum letzten Tage der temporären Macht der Kirche bewährt. Die berühmteste unter ihnen, Pasquino, von dem die ganze Gattung der meist lizenziösen Äußerungen den Namen Pasquinate erhalten haben, ist der Überrest einer herrlich gearbeiteten griechischen Marmor-

gruppe, die am Südbende der Piazza Agone, jetzt Navona, dem Odeum des römischen Kaisers Domitianus, aufgefunden worden sein soll. Hier führte eine äußerst belebte Verkehrsader, die Via Papae, vorbei, schon im Mittelalter die natürliche Verbindung zwischen dem Vatikan und dem Lateran, und im dreizehnten Jahrhundert erbaute Cencius Musca auf dem Platze, der als in pugno oder in pugna näher bezeichnet wird, einen Palast, der zwei Jahrhunderte später in Händen der Familie Orsini durch Sangallo umgebaut und zur Zeit des Papstes Alexander Borgia vom Kardinal von Neapel, Olivieri Caraffa, bewohnt wurde. Dieser ließ die Marmorgruppe an der Schmalseite des Palastes, der Via Papae zugekehrt, auf einen Sockel stellen, und eine zugefügte lateinische Inschrift besagte: „Durch das Wohlwollen des Olivieri Caraffa befinde ich mich im Jahre des Heils 1500 hier.“ Die Gruppe hat die verschiedensten Deutungen erfahren, eine der ersten lautet auf Herakles und Geryones; die jetzt allgemein anerkannte hat sich, nachdem ähnliche Darstellungen aufgefunden worden sind, und da besonders die Darstellungen der sogenannten ilischen Tafel auf den Trojanischen Krieg hinweisen, für Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos entschieden. Die günstige Auffstellung im damaligen Mittelpunkt der Stadt führte dazu, den Sockel als eine Art Anschlagssäule für städtische und kirchliche Mitteilungen und für Verordnungen zu benutzen. Gleich nach seiner Auffstellung wurde dem Menelaos der Name des Magister Pasquinius beigelegt, den der päpstliche Zeremonienmeister Burchard in seinem Tagebuch zuerst erwähnt. Auch die Bezeichnung Mastro Pasquille kommt vor, wie er in einem Leonardo da Vinci gewidmeten Gedicht eines unbekanntem Malers genannt ist. Die Etymologie des Namens beruht auf Mutmaßungen; daß es der eines spottlustigen Schneiders oder Barbiers gewesen sei, der hier gehaust und vom Volksmunde nach seinem Tode auf die Figur übertragen worden sein soll, ist eine Nachricht, die erst dreißig Jahre später auftauchte. Acht Jahre nach der Auffstellung wird der Name in der Einleitung zu der ersten Sammlung von Versen davon abgeleitet, daß ein Schullehrer (Magister ludi) Pasquinius Pasquillove lange Zeit in einem Hause gegenüber gewohnt habe. Diese Verse fanden ihre Entstehung in einer Anordnung der römischen Universität jener Zeit, wonach der Professor der Rhetorik der studierenden Jugend ein Thema aufzugeben pflegte, das poetisch behandelt werden mußte, wie neueste italienische Forschungen festgestellt haben. Am 25. April, dem Tage des heiligen Markus, wurden diese Reimerien öffentlich ausgestellt und von Verwandten und Freunden und von dem neugierigen Publikum gelesen. Der erste mit Namen bekannte Lehrer, der dieses Schulfest leitete und es viele Jahre noch geleitet hat, war der kleine bucklige Professor Donatus Poli. Wann der Sockel der Statue nun zuerst für eine solche Auffstellung benutzt wurde, ist unsicher. Jedensfalls lieferte, als der Gebrauch ankam, die Pasquinf figur selbst das Thema des poetischen Wettstreits, indem ihr Protektor, Kardinal Caraffa, deren Verkleidung anordnete. Von Wert für das Verständnis ist das Vorwort zu einem im Jahre 1518 in Deutschland erschienenen Spottgedicht auf Papst Leo den Zehnten. Es lautet so: Zu Rom ist ain alte Bildnuss auff ainer seul vor aines Cardinals Hause lange Zeit gestanden; der selb Cardinal hat alle jar demselben bild ain gestalt machen lassen, auff seinen tag, als Mars, Venus, Saturnus unn dergleichen; auff solchen tag das bild umbhenken lossen, mitt tuchern, dass niemant hat sehen mögen, was diß jar dem bilt für ain Gestalt gemacht sey, biss die meng des Volcks (nach dem all wegen grosser zulauf ist) dar zu kommen, als dann zeucht man das tuch hinwek un sieht was da sey, demselben machen dann die Poeten un Dichter vil verss und gedicht, wie dann ain jeder die scherpf seyenes Vernunff zu brauchen gesehen will werden, das selbig bild haiszt Pascuillus usw.

Das Fest scheint bis zum 2. Mai, also eine Woche, gedauert zu haben, und die Gedichte scheinen wohl erneuert worden zu sein; jeden Abend kam ein Diener des Kardinals und sammelte, was davon übrig geblieben war. Die Nachfrage war so groß, daß der Verleger Mazzocchi zum erstenmal im Jahre 1509 eine Sammlung

herausgab. In der Vorrede berichtet er, daß dreitausend Verse gemacht worden seien; er klagt, auch gegen ihn wären einige gerichtet, die er, als zu schlecht, nicht veröffentliche; bei andern habe er erst die Ungehörigkeiten ausgemerzt und hinkende Verse einrenken müssen. Dann habe er seine liebe Not, weil jeder sich gedruckt zu sehen wünsche, und doch seien viele Gedichte abhanden gekommen. Er sprach die Wahrheit, denn im nächsten Jahre war ein Viertel verschwunden; man nahm eben mit, was gefiel, und schickte sie an auswärtige Freunde oder Gönner, die darum ersuchten. Es liegt auf der Hand, daß auch das große Publikum schon die Gelegenheit benutzte, seiner Stimmung Ausdruck zu geben, die Höflinge, ihre Brotgeber zu loben oder zu tadeln, das Volk, Boten zu reißen, die Mißgünstigen, die Regierungsakte einer Kritik zu unterziehen. Diese seltenen kleinen Sammlungen erlauben für die nächstfolgenden Jahre nach den beigelegten kuriosen Holzschnitten die Ausstaffierungen des Pasquin und die ihnen zugrunde liegenden Motive zu erkennen, die sich auf wichtige Tagesfragen und politische Ereignisse bezogen. Im Jahre 1508 erschien er als der Gott Harpokrates, der Schweigende. Kaiser Maximilian und die Republik Venedig lagen in Streit, und Rom zog vor, sich nicht einzumischen; 1509 erschien er als Janus beim Kriege der Vega von Cambray gegen Venedig; 1510, wo Papst Julius gegen Venedig ins Feld zog, als Herakles mit der Hydra; 1511 trug er ein Trauerkleid, weil sein Protektor, Kardinal Caraffa, gestorben war. Der Kardinal von York übernahm nun seinen Schutz, wurde jedoch schon 1514 ermordet. Im Jahre 1512 trägt er als Mars den Donnerkeil, da Papst Julius die Franzosen aus Italien vertreiben wollte, 1513 starb der Papst, und Pasquin erschien im Kostüm des Apollo von Belvedere, den neuen Papst Leo den Zehnten zu begrüßen. Als dem Mediceer die reichen Florentiner Kaufleute nach Rom folgten, begrüßte sie 1514 Merkur, und die Anziehungskraft, die Rom und der Vatikan durch Prunk und durch Feste auszuüben begannen, drückt 1515 Pasquin als Orpheus aus. Sein Protektor wurde der Kardinal Antonio del Monte; 1518 starb der Kaiser, und das Fest wurde sub poena excommunicationis verboten zur großen Verzweiflung aller Dichterlinge. Pasquin meldete sich fieberkrank. Wir finden ihn noch als Pilger, als Deiphobus, als Sybille unter Leo dem Zehnten, dessen Wappen mit dem der Stadt Rom und dem des Protektors diese letzten Sammlungen schmückt. Zum Leiter des Festes wurde der Rektor Decius Sillanus ernannt. Eigentümlich klingt zu dem offenbaren Vergnügen, das dieser Papst an den Produktionen der Sekretäre des Halbpöeten Meister Pasquins, wie er die schlechten Dichterlinge nannte, hatte, die Mittelung des Sienefer Claudio Tolomei: „In unsrer Zeit herrscht die größte Lizenz, die es je gegeben hat, in Rom über die Päpste, die Kardinäle und über den Hof schlecht zu sprechen und besonders am Markustage durch Pasquin, was man nur der Toleranz der Kirche zuschreiben kann, die erlaubt, daß ein jeder spricht und schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.“ Es sollte noch schlimmer kommen.

Schon im Jahre 1512 findet sich Pasquin im Zwiegespräch mit einer andern antiken Figur von kolossalen Dimensionen, die seit unbekanntem Zeiten neben der Kirche S. Adriano gegenüber dem Carcer Tullianum angebracht war. Dargestellt ist ein Flußgott in ruhender Lage. In der Stadtbeschreibung des Anonymus von Einsiedeln aus dem achten Jahrhundert scheint der Name Tiberis (der Tiberfluß) auf ihn zu deuten, 1350 wird er als Marfoll angeführt, woraus später eine topographische Deutung Marforio gemacht. Von hier, wo jetzt noch eine Inschrift an seinen Platz erinnert, wurde er von Sixtus dem Fünften nach dem Kapitol versetzt und ziert nun den innern Hof des Museums. Das Frage- und Antwortspiel der beiden Spötter ging durch die Jahrhunderte weiter.

Als Papst Leo starb, hinterließ er einen tief verschuldeten Staat und Elend und Verzweiflung; sein Katafalk wurde mit den ärgsten Schimpfschriften bedeckt, und die Neuwahl fand unter ungeheurer Aufregung statt. Pasquin erhielt einen

würdigen Vertreter in dem berühmtesten Literaten Pietro Aretino, der die bösesten Zungen Roms um sich versammelte und seine Akademie taufte. Um seine berühmten Pasquinaten, die noch erhalten sind, riß sich ganz Italien. Als Hadrian von Utrecht als Papst hervorging und ökonomische und reformatorische Neuerungen versuchte, war die Wut und der Spott aller Klassen über den barbarischen Deutschen so arg, daß der Papst befahl, die Pasquingruppe zu zer schlagen und in den Tiber zu werfen. Das wurde verhütet, aber sein Fest wurde streng untersagt. Nach dem Tode des Papstes wirkte Pasquin-Aretino für seinen Gönner, der als Clemens der Siebente den Thron bestieg. Im Jahre 1525 stellte Pasquin die Fortuna vor, im nächsten Jahre den Argus. Der Bibliograph der Frundsberge erwähnt, daß er ein Gedicht trug, das der Stadt das Unheil einer Plünderung prophezeite, die infolge der wankelmütigen Politik des Papstes im Mai 1527 durch die kaiserlichen Truppen in Erfüllung ging. Die Folgen davon lasteten schwer auf der Stadt, erst unter Papst Paul dem Dritten im Jahre 1533 erscheint Pasquin als Religion, 1534 als Perseus mit der Gorgo. Diese Versammlung verlegte Carlo Gualteruzzo. Die Gegenreformation der Kirche legte der Redefreiheit einen starken Zügel auf. Im Jahre 1543 verbot der Protektor Kardinal von Burgos das Fest; 1549 verbot das Konzil von Trient, Bibelstellen in Pasquinaten anzuwenden, eine Mode, die in Deutschland mit Vorliebe gepflegt wurde, wohn Ulrich von Hutten den Pasquinbegriff verpflanzt hatte; 1558 erschien der erste Index Librorum prohibitorum gegen eine Reihe dieser Versammlungen. Ein Diener des Kardinals Farnese, bei dem man ein solches Fest gefunden hatte, wurde öffentlich ausgestellt, und 1570 wurde der Dichter Nicolo Franco wegen eines besonders böshaftern Wortspiels vor dem Pasquin aufgehängt, dann verbrannt. Pasquin antwortete, da er von Stein sei, so fürchte er weder Papst noch Teufel. Eine Wendung ist jedoch von jetzt an in seinen Urteilen bemerkbar, und der kann man es wohl zuschreiben, daß sich soviel davon erhalten hat. Die Kritik besteht nun in kurzen, äußerst treffenden und witzigen Bonmots über das Kirchenhaupt, seine Abstammung und über die immer zunehmende Besorgung seiner Familie und hat dadurch die Lacher auf ihrer Seite. Ich muß mir leider verjagen, von den weniger bekannten dieser geflügelten Worte und auch von den frühern Pasquinaten hier etwas mitzuteilen, hoffe es aber in einem zweiten Artikel nachholen zu können. Die Beschränkungen, die Pasquin und Marforio auferlegt worden waren, hielten nicht Stand vor den allseitigen Interessen, die bei einer Papstneuwahl im Spiele waren. Dafür genügten die beiden nicht; im siebzehnten Jahrhundert treten ihnen neue Marmormunde zur Seite. Das waren eine kopflose römische Togafigur in einer Nische am Palazzo Vidoni, der Abbate Luigi geheißten, später lange eingemauert und in unsern Tagen im Treppenhause wieder aufgestellt; ferner ein muschelblasender Satyr als Brunnenfigur, der Babuino (Pavian) genannt, die Kolossalbüste einer Isis am Palazzo Venezia, Madonna Lucrezia benannt, und der Facchino (Dienstmann), die Halbfigur eines finsterblickenden Mannes, der ein Faß hält, aus dem Wasser strömt. Diese ersten drei mögen gelegentlich als Straßenschmuck aufgestellt worden sein, wie es auch sonst in Italien geschah, und haben kaum eine Vorgeschichte. Eine kurze Berühmtheit erlangte der Babuino im Jahre 1590, als ihn der Kardinal von Santa Prisca, Pietro Dezza, für eine Abbildung des heiligen Hieronymus hielt und täglich seine Andacht vor ihm abhielt. Der Facchino soll ein Abbild des Erzbischofs von Spalatro, Marc Antonio de Dominis, sein, dessen ungeschickte Mission im Jahre 1605 zu strengen Maßregeln gegen die Katholiken in England führte. Was die Lucrezia anbetrifft, so erscheint sie am Karfreitage mit Frauenhaube und Schärpe, die Wangen schön rot geschminkt. Der Festtag des Pasquin wurde nicht mehr eingehalten, doch erscheint er noch gelegentlich bei Staatsfesten in Verkleidung, so 1571 als Türkenbesieger nach der Schlacht von Lepanto, 1590 nach einer schrecklichen Hungernot als Abundantia, 1605 nach dem Übertritt Heinrichs des Vierten von Navarra als Vertreter des goldenen Zeitalters, 1644 als Neptun;

1667 alla bizarra, jedoch die Inquisition wachte scharf auf seine Äußerungen, und die Übertreter wurden mit Aufhängen und mit der Galeere bestraft.

Während der Zeit der römischen Republik im Jahre 1798 erscheinen alle diese Figuren zum erstenmal als Vertreter der Volksmeinung in der Presse, im *Monitore di Roma*, und machen ihre Glossen über die verbissene Unzufriedenheit der Exaristokraten. Das Experiment war nicht glücklich. Eine neue Figur bietet das Bild des Albanesenchefs Slanderbeg, an dem Palaste, den dieser 1466 in Rom bewohnt hatte. Er vertrat die Hoffnungen der Mißvergnügten auf einen Steg der österreichischen Waffen und drückte sich deutsch aus.

Die Bestrebungen eines vereinten Italiens mit Rom als Hauptstadt machten Pasquino zum Vertreter dieser patriotischen Richtung, und mit dem Einzug der italienischen Armee am 20. September 1870 war seine Rolle ausgespielt, und er sowohl wie die übrigen sprechenden Marmorfiguren sind für immer verstummt.

Die besten Abbildungen in Kupferstich stammen von Antonio Saidalot aus dem Jahre 1542 und von Lafreri aus dem Jahre 1550; Pasquin ist mit kurzen Wortspiegeln umgeben, am Piedestal ist eine Balancierwage mit Gewichten angebracht, der Wappenschild des Kardinals Caraffa. Am Boden liegt ein Widderkopf, ein paar Eiszshoren, eine Geißel, daneben steht eine Keule. Dieser Sockel ist, als Ende des achtzehnten Jahrhunderts Papst Pius der Sechste Braschi den alten Palast niederreißen und den imposanten Neubau ausführen ließ, durch einen schmucklosen ersetzt worden.

f. Brunswick

Die Deutschen im Lande Posen. Der Oberlehrer Dr. Erich Schmidt in Bromberg hat eine sehr dankenswerte „Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft, mit 25 Abbildungen und 2 Karten“ (Bromberg, Mittler'sche Buchhandlung, 1904) herausgegeben. Nach einigen Bemerkungen über die hypothetische Vorgeschichte der Weichsel- und der Oderniederung und einem Rückblick auf die älteste Geschichte Polens werden die Geschicke der deutschen Ansiedler im posenschen Gebiet ausführlich erzählt. Zweimal hat sich eine große Welle deutscher Kolonisten über das posensche Land ergossen, im dreizehnten Jahrhundert, dann im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Die Art der Besiedlung wird beschrieben, die Adels- und geistlichen Dörfer und Städte, die von Deutschen gegründet worden sind, werden mit Namen genannt und sind auf den Karten verzeichnet. Städte gab es vor der deutschen Einwanderung in Polen überhaupt nicht, sondern nur befestigte Dörfer. In Beziehung auf die erste Besiedlungsperiode bemerkt der Verfasser, es sei ungewiß, ob alle Insassen sämtlicher nach deutschem Recht gegründeten Dörfer Deutsche gewesen seien. Die polnischen Großen schienen das deutsche Recht für ein Zaubermittel gehalten zu haben, das wohlhabende Bauernschaften erzeuge und dadurch ihnen selbst die Einkünfte vermehre, und hätten darum auch polnischen Dörfern deutsches Recht verliehen. In Wirklichkeit seien es doch der deutsche Unabhängigkeitsinn und die deutsche Tüchtigkeit gewesen, die das deutsche Recht geschaffen hätten (das den Bauern freies Eigentum, Freiheit von Fronen, Freizügigkeit und Selbstverwaltung gesichert habe), und indolente Slawen schüfen mit dem deutschen Recht so wenig Kultur wie im Zustande der Hörigkeit. Die Einwanderer des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts waren größtenteils Protestanten, nur die der Stadt Posen gehörenden Grundstücke sind von Katholiken aus dem Bambergischen besiedelt worden. Mennoniten aus Holland, erfahren im Wasserbau, rangen den sumpfigen Flußniederungen, besonders an der Neke, den Boden ab und machten auch einige Waldstrecken urbar. Ihre Niederlassungen hießen Holländerereien, woraus man in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Hauländerereien machte. Und Flüchtlinge aus Brandenburg und Pommern gründeten die Schulzendorfer, so genannt, weil in ihnen der Schulze eine gebietende Stellung einnahm, während die Holländer aus ihrer Heimat eine ganz demokratische Verfassung mitbrachten. Außerdem bewirkten die Viechtensteinschen

Dragonaden eine starke Einwanderung evangelischer Flüchtlinge aus Schlesien. Schon vorher (1547) hatten deutsche und tschechische Protestanten aus Böhmen Lissa gegründet.

Der Verfasser hat zweifellos Recht, wenn er im Vorwort die in seinem Buche mitgeteilten Tatsachen als einen Beweis dafür geltend macht, „daß alles, was in unsrer Ostmark an kulturellen Werten besteht, vom deutschen Geiste geschaffen worden ist.“ Dagegen entspricht es nicht ganz dem, was er selbst erzählt hat, wenn er am Schluß in einem Rückblick das Stocken des ersten Germanisationsprozesses auf das erwachte starke Nationalbewußtsein der Polen zurückführt und von dem zweiten sagt: „Abermals wurde der Weg zu einer neuen wirtschaftlichen Blüte unsers Landes durch deutsche Arbeitskraft und Einsicht eröffnet; aber die Kluft zwischen beiden Nationalitäten erweiterte sich wieder mehr und mehr: zu dem Gegensatz des Volkstums trat der des religiösen Bekenntnisses hinzu. Der Haß der Polen gegen alles, was deutsch und protestantisch war, flammte mächtig empor und wuchs sich zur leidenschaftlichen Verfolgungssucht aus. Furchtbare innere und äußere Stürme, die während des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts über das unglückliche Land dahibrausten, taten das ihrige, die deutsche Bevölkerung des Landes in die verzweifeltste Lage zu bringen; erst die Besitzergreifung des Landes durch den preußischen Staat brachte Rettung.“ Das letzte allerdings, daß Kriege, innere Zerrüttung und die bekannnten Charaktereigenschaften der polnischen Schlachta die ganze Bevölkerung, nicht bloß die deutsche, ins Elend gestürzt haben, ist notorisch, und der nationale Fanatismus soll so wenig bezweifelt werden wie der religiöse. Daß aber diese beiden Fanatismen und Mangel an Nationalgefühl, wie an andern Stellen angedeutet wird, ein Hindernis für die Ausbreitung des Deutschtums gewesen seien, davon finden wir in Schmidts Buche gerade das Gegenteil bewiesen. Mehr als die Germanisation des südwestlichen Randes und deutsche Enklaven im Innern — das aber hat die preußische Okkupation vorgefunden — war doch vernünftigerweise nicht zu erwarten, denn die Polen konnten unmöglich in die vierte Dimension verschwinden. Zwischen Elbe und Oder sind die Slawen in blutigen Kriegen ausgerottet und ihre selbständigen Fürstentümer vertilgt worden. Nieder- und Mittelschlesien wurden zwar friedlich germanisiert, aber wahrscheinlich ist dies nur deswegen möglich gewesen, weil die slawische Bevölkerung dünner, der Einwandererstrom stärker war als im Posenschen. Zudem war Schlesien in kleine Fürstentümer geteilt, deren Gebieter in lebhaftem Verkehr mit Deutschland standen. Posen aber war der Teil eines mächtigen slawischen Reichs, und es beweist schon genug Widerstandskraft der Deutschen, daß ihre zerstreuten kleinern Siedlungen nicht gänzlich in der polnischen Bevölkerung aufgegangen sind. Was ist denn heute noch Französisches übrig von der französischen Kolonie in Berlin? Auch muß man bedenken, daß vor dem neunzehnten Jahrhundert abgesprengte nationale Splitter den geistigen Kontakt mit ihren Stammgenossen verloren. Was aber die allmähliche Minderung der Freiheit der deutschen Ansiedler und die religiöse Verfolgung anlangt, so würde das erst durch die Verknüpfung beider Erscheinungen mit der Gesamtlage Europas in die richtige Beleuchtung gerückt worden sein. Bekanntlich haben im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert alle Bauern Osteliens, auch die in den rein deutschen Gegenden, ihre Freiheit eingebüßt, und sind die des Adels in Livland, in Mecklenburg und in Vorpommern geradezu für Sklaven erklärt worden. Wenn trotzdem in dieser Zeit polnische Adliche und Prälaten freie Bauernhöfe gründeten — selbstverständlich nicht aus Freiheitsliebe oder Humanität, sondern aus verständiger Selbstsucht —, so erhoben sie sich damit hoch über ihre deutschen Standesgenossen, und wenn die brandenburgischen und die pommerischen Adlichen bittre Klagen darüber führen mußten, daß ihre „Untertanen“ scharenweise über die Grenze flüchteten und von Polen nicht ausgeliefert würden, so beweist das eben, daß es damals der deutsche Bauer in Polen besser hatte als daheim. Erwarten, daß der polnische Edelmann ganz darauf verzichten sollte, dem Beispiele seiner

deutschen Standesgenossen ein wenig zu folgen und die Freiheit der Bauern nach und nach zu beschneiden, das hätte geheißen, dem Schlachzzen eine übermenschliche Vollkommenheit zutrauen. Der Gegensatz zwischen polnischer Wirtschaft auch im Gebiete des Rechts und der Rechtsordnung und Rechtsicherheit, deren sich die Bevölkerung nach der Annexion an Preußen erfreute, ist eine Sache für sich. Was aber den religiösen Fanatismus anlangt, so war dieser bekanntlich im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert die allgemeine Krankheit von ganz Europa, und hierin machte nach Schmidts Darstellung Polen sogar eine geradezu erstaunliche Ausnahme. Protestantische Einwanderer wurden eingeladen und mit offenen Armen aufgenommen, freie Religionsübung wurde ihnen zugesichert, und aus Schlesien, wo der evangelische Gottesdienst verboten war, pilgerten des Sonntags die Evangelischen über die Grenze, um in den nahen Kirchen auf polnischem Boden ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen. Das wäre damals nicht allein in Spanien, in Bayern und in Osterreich, sondern auch in England, in Sachsen und in den skandinavischen Staaten undenkbar gewesen. Was wollen daneben einzelne Ausbrüche des Fanatismus bedeuten wie die zeitweilige Unterdrückung der evangelischen Religion in der Stadt Posen, oder daß man allmählich die evangelische Bevölkerung dem Pfarrzwange unterwarf (der Pflicht, bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen dem Pfarrer der herrschenden Religion die Stolgebühren zu entrichten). Dieser bestand damals in allen Staaten beider Konfessionen und besteht, wie katholische Zeitungen mitteilen, im Herzogtum Braunschweig noch heute.

Es war wichtig, das festzustellen, weil falsche Diagnosen falsche Heilmethoden zur Folge haben. Wenn die Germanisierung Posens zeitweise gestockt hat, so lag das einfach daran, daß der deutsche Zuzug stockte, und wenn in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten die deutsche Bevölkerung Posens und Westpreußens, nicht absolut aber relativ, zurückgegangen ist, so erklärt sich das hinlänglich aus der Landflucht, dem Zuge nach Westen, in die Großstädte und in die Industrie. Da dieser Zug aus sogenannten Kulturbedürfnissen entspringt, so wird von ihm die kultiviertere deutsche Bevölkerung stärker ergriffen als die ungebildete und anspruchlosere polnische, die leider diese beiden Eigenschaften mehr und mehr ablegt und ebenfalls westwärts zu drängen beginnt. Wenn sich der Geschmack unsers Volks nicht ändert, sich nicht wieder dem Landleben zuwendet und so bewirkt, daß die ostwestliche Strömung wieder in die entgegengesetzte, kolonialisatorische umschlägt, werden alle künstlichen Germanisationsmittel nichts nützen, und man wird schon froh sein, wenn nicht auch die Lücken in den deutschen Agrarprovinzen mit Einwandern aus Russischpolen ausgefüllt werden müssen. Daß diese deutschen Provinzen eines Ansiedlungsgesetzes nicht weniger bedürfen als die beiden halbpolnischen, hat endlich die preußische Regierung zu einer Tat bestimmt, wie in der Schlußberatung über die Handelsverträge am 22. Februar der Staatssekretär Graf Posadowsky ankündigte. Die Notwendigkeit, dem überstürzten Gange der politischen Maschine (und des gesamten Lebens im Industriezeitalter) ein Gegengewicht zu sichern in einer gesunden und kräftigen Landwirtschaft, hat er bei dieser Gelegenheit sehr schön dargelegt. Ob hohe Agrarzölle das richtige Kräftigungsmittel sind, das ist hier nicht zu untersuchen.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig